

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 23

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

12. Fortsetzung

Sie hatte noch nie daran gedacht, ihn zu belügen und sie gedachte auch jetzt nicht, es zu tun. Tapfer antwortete sie ihm:

„Der liebe Gott hat dich wie ein Samenkorn wachsen und werden lassen, bis du ein kleines, winziges Menschlein geworden bist.“

„Wo hat er mich wachsen lassen?“

Christine zeigte auf ihr Herz: „Hier drinnen.“

Da schwieg der Bub und schaute sie lange an. So lange, dass Christine fühlte, wie ihre Wangen heiss wurden. Sie wandte sich ab, um seinen Blick nicht mehr zu sehen. Aber schon legten sich zwei weiche Arme fest um ihren Hals und eine junge Stimme frohlockte:

„Fein, Mutter, dass das gerade bei dir gewesen ist! Denke doch, es hätte ja auch bei Frau Müller passieren können!“

Frau Müller war die Nachbarin zur Linken. Sie war klein, hatte dünne Haare und einen unförmigen Leib.

Christine lachte herzlich und befreit. Sie gab ihrem Jungen einen Kuss. Für diesmal war die gefährliche Klippe gut genommen worden.

Am nächsten Badetag aber blieb der Spiegel mit einem Tuch verhängt.

„Damit er durch den Dampf nicht anläuft und Schaden nimmt“, erklärte Christine auf die Frage des Buben.

*

Zu seinem neunten Geburtstag wünschte sich Johannes eine Handharmonika. Er hatte einen Schulkameraden, der eine solche besass und schon recht nett zu spielen verstand.

Christine konnte sich derlei Ausgaben nicht leisten und besprach sich mit Georg Fehlmann und ihren Freunden im Doktorhaus. Der Rat ging allseitig dahin, dem Jungen erst einige Stunden geben zu lassen, um seinen Eifer zu erproben. Und so geschah es.

Johannes marschierte wöchentlich zweimal zu einem jungen Lehrer, bekam eine Handorgel in Miete und übte nun voller Begeisterung, wie ein junger Vogel, der seine Stimme probiert.

Der Lehrer war zufrieden, gab sogar zu, dass er noch selten einen so eifrigen Schüler besessen und dass Johannes wahrscheinlich schon am diesjährigen Kinderfest mit der Handorgelgruppe im grossen Umzug marschieren könne.

Auf diesen guten Bescheid hin legten Christine, Doktor Hallers und Armenpfleger Fehlmann das nötige Sümmlein zusammen, und an seinem neunten Ge-

burtstag bekam der Bub seine Handharmonika.

Er strahlte wie eine Sonne. Er bedankte sich mit einem Kuss bei der Mutter, bei der Gotte und dem Götti, Ungo drückte er die Hand und machte eine artige kleine Verbeugung, die ihn niemand gelehrt und die niemand von ihm verlangt hatte. Der Ausdruck seiner Freude war jedenfalls so charmant, dass die Grossen sich für ihr Opfer reichlich entschädigt sahen.

Zu diesem Geburtstagnachmittag, der auf einen Mittwoch fiel, hatte sich Johannes seine besten Kameraden in den Garten laden dürfen. Ein Tisch war gedeckt mit schönem buntem Tuch und Papierservietten. Es sollte Schokolade geben und Erdbeerkuchen, den Christine selbst gebacken und mit Rahm garniert hatte.

Ein Schiessstand, von Johannes gezimmert, war im Garten aufgestellt worden. Die Buben wollten mit Pfeil und Bogen ihre Künste zeigen. Stabhochsprünge waren vorgesehen, Rätselaufgaben, von Christine zusammengestellt. Schöne Preise warteten der Sieger, die Ungo gespendet hatte: Farbenbleistifte, Notizbücher, Schokolade, Taschenspiegel; ein kleiner lederner Geldbeutel und ein Taschenmesser mit vier Klingen war dabei.

Christine, die den Ehrgeiz ihres Jungen und seine impulsiven Leistungen kannte, mahnte ihn, bevor die Kameraden kamen:

„Du bist heute Gastgeber, vergiss das nicht und lass deine Freunde die Preise gewinnen.“

Johannes schien einen Augenblick

Pfingstgebet

Gott, der Du Alles in Einem
Und Eines in Allem bist,
Erleuchte uns alle mit Deinem
Urgeiste, der heilig ist.

Befreie uns von dem Bösen,
Das Schrecken und Tränen bringt.
Die Kraft nur kann uns erlösen,
Die heilend zum Herzen dringt.

C. Oesch

nachzudenken, dann lachte er vergnügt: „Ich werd's schon machen, dass es anständig ist.“

„Das erwarte ich auch von dir.“

Die sechs Kameraden kamen, froh und erwartungsvoll, im Sonntagsgewand. Der Garten hallte wieder von Lachen und übermütigem Schreien. Es wurde geschossen, gesprungen, geturnt, gesungen und marschiert, und Johannes spielte auf seiner Handharmonika die Marschmusik dazu.

Die Schokolade und die beiden Erdbeerkuchen verschwanden wie der Schnee an der Sonne. Kein Tropfen blieb im Krug zurück und kein Bröselchen auf den Tellern. Auch die schönen Preise waren alle vom Gabentisch verschwunden. Da dünkte es Christine, sie möchte sich doch einmal überzeugen, wie das Preisgericht ausgegangen sei. Sie trat zu den Buben.

„Wer von euch ist der glückliche Gewinner des schönen Taschenmessers geworden?“ fragte sie.

„Johannes“, antwortete es im Chor.

„Und wer gewann den Geldbeutel?“

„Johannes!“

Sie fühlte, wie es wie Scham und Zorn in ihr aufstieg. Sie schaute nach ihrem Jungen, der braungebrannt inmitten seiner Kameraden stand und ihr strahlend zunickte.

Da fragte sie weiter: „Aber es sind noch so viele andere Preise dagewesen, ihr werdet euch doch tüchtig gewehrt haben!“

„Ich habe einen Bleistift.“

„Ich eine Tafel Schokolade!“

„Ich ein Notizbuch!“ So meldeten sich einige und hoben ihre Gewinne hoch.

„Und wo ist alles andere hingekommen?“

„Johannes hat das meiste gewonnen. Er war der Beste im Schiessen und im Sprung, und die Rätsel hat er auch alle zuerst gelöst.“

„Johannes!“ Christine schaute ihren Buben an, Vorwurf, Anklage und leise Verachtung lag in ihrem Blick.

Johannes trat lächelnd vor: „Jetzt kommt die Überraschung“, erklärte er vergnügt. „Ich will nämlich die Preise gar nicht! Ihr seid bei mir zu Besuch und darum gehört selbstverständlich alles euch.“

Er holte seine Preise, die unter einem Apfelbaum aufgestapelt lagen, und verteilte sie alle unter seine Kameraden.

Christine schaute ohne ein Wort zu sagen zu. Sie hatte erwartet, dass die Buben protestieren würden, dass sie zu stolz wären, um sich in das gönnerhafte Tun ihres Kameraden zu fügen. Aber nichts geschah, begeistert nahmen sie alles in Empfang und begeistert dankten sie.

Johannes hatte nun leere Hände – und ein kleines, überlegenes, beinahe verächtliches Lächeln in den beiden Mundwinkeln, kaum zu sehen – aber für die

Mutter ein neuer Zug im Antlitz ihres Kindes.

Als ihn Christine vor dem Schlafengehen fragte, wie er trotz ihrer Mahnung dazu gekommen sei, die meisten Preise selber zu gewinnen, gab er zur Antwort:

„Es ging doch gar nicht anders, Mutter. Glaubst du, ich lasse mich von den Kameraden lumpen? Gewinnen wollte ich, aber nachher konnten sie die Sachen haben – ich mache mir nichts daraus.“

Christine erzählte nachher die ganze Angelegenheit ihrem Hausgenossen:

„Ich finde Johannes' Benehmen einfach unkorrekt“, schloss sie ihren Bericht. „Er hätte zurückstehen und die Kameraden gewinnen lassen sollen, statt dessen hat er sich in den Vordergrund gestellt und nachher den Grossmütigen gespielt.“

Georg Fehlmann, in dessen grundehrlicher und guter Natur es lag, immer wieder Entschuldigungsgründe für menschliches Tun und Lassen zu finden, schaute Christine lange und lächelnd an und meinte dann:

„Unser Johannes ist ein Draufgänger, seine Schönheit und sein Temperament geben ihm schliesslich auch das Recht dazu. Seine kleine menschliche Schwäche, wie Herrschsucht und Eitelkeit, wird ihm das Leben austreiben. Ich fürchte nichts für den Jungen, er wird seinen Weg schon machen.“

Christine war dankbar für solche Worte. „Ich hoffe es“, gab sie ihm zur Antwort. In ihrem Herzen aber dachte sie: „Du weisst es ja nicht, und du kennst ja nicht, die Geschichte dieses Knaben – die Geschichte seines Grossvaters – und wie ich beladen und belastet von diesem Wissen jeden Schritt meines Kindes hüten muss.“

Georg Fehlmann plauderte dann noch eine Weile über das sonnige Wesen des Buben und sprach seine Freude darüber aus, dass er mit ihm und dessen Mutter zusammenleben durfte.

„Johannes soll in mir immer einen väterlichen Freund und Berater finden, ich habe ihn nun einmal in mein Herz geschlossen.“

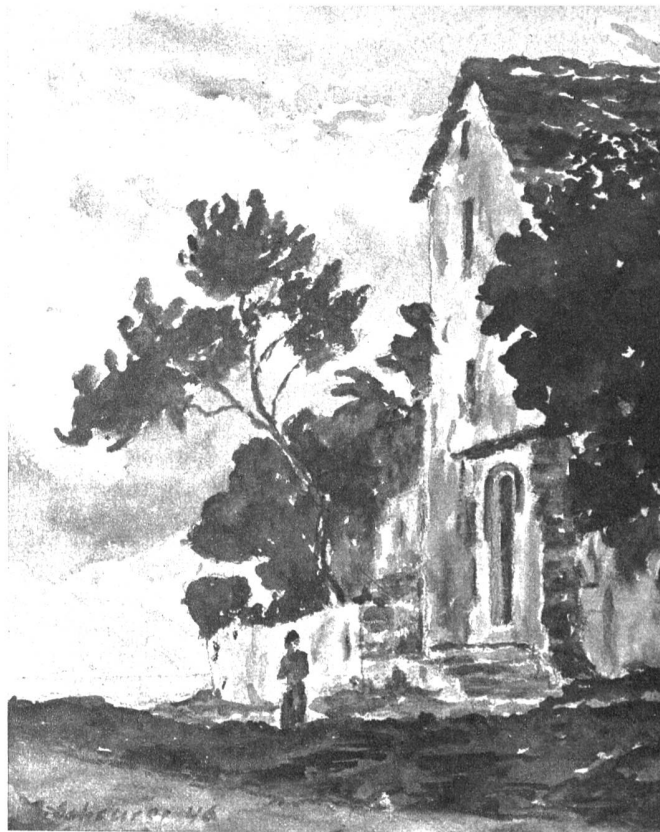
Christine hätte sich gerne trösten lassen, aber wenn sie genau in ihr Innerstes horchen wollte, so musste sie sich auch heute wieder sagen, dass aus den blauen Augen ihres so innig und so schmerzlich geliebten Kindes oft und plötzlich ein Fremdling schaute, dem sie hilflos und bang gegenüberstand.

Das Kinderfest von Altenheim fand wie alljährlich Ende Juli statt. Johannes war bis dahin solch fleissiger und erfolgreicher Schüler im Handorgelspiel gewesen, dass er nun tatsächlich in Reih' und Glied mit der Gruppe marschieren und sein Instrument spielen durfte.

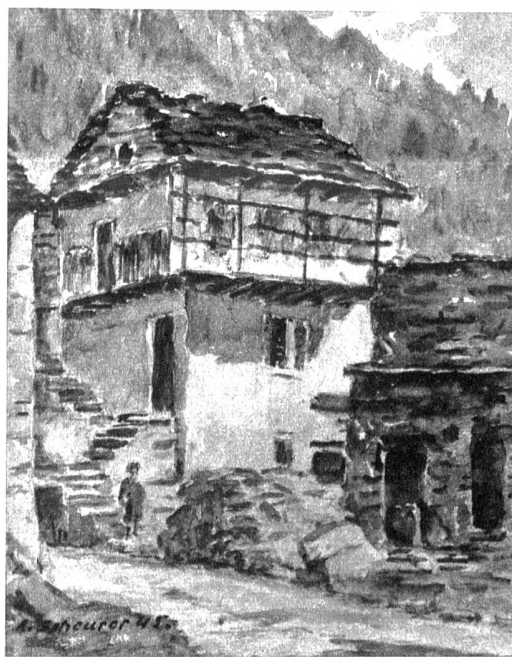
Es war ein heisser, sonniger Tag mit wolkenlos blauem Himmel. Um zwei Uhr nachmittags läuteten alle Glocken der Stadt, und dann bewegte sich der Kinderzug durch die beflaggten und geschmück-

Rudolf Scheurer

Der Berner Maler aus dem sonnigen Süden ist wieder für einige Tage in die Mutzenstadt gekommen, um uns in der Kunsthandlung Christen an der Amthausgasse seine farbenfrohen Aquarelle zu zeigen. Rudolf Scheurer ist in Murten geboren, hat dann aber die Berner Schulen besucht. Er wandte sich zuerst dem Lehrerberuf zu, trat in das Seminar Hofwil ein und erwarb anschliessend an der Berner Universität das Sekundarlehrer Patent. Schon immer aber war das Zeichnen sein Lieblingsfach. So besuchte er anschliessend noch die Kunstgewerbeschule, erweiterte hierauf sowohl



Altes Landhaus in Rivapiana, Casetta



Haus in Sonogno (Val Verzasca)

seine zeichnerischen als auch sprachlichen Kenntnisse in Florenz, um dann in die Schweiz zurückgekehrt sich vorerst während etlicher Jahre als Sprach- und Zeichnungslehrer in verschiedenen Schulen des Bernerlandes und von 1912 an an der Knabensekundarschule Bern zu betätigen. Nebenbei suchte er sich als Künstler weiter zu bilden. Verschiedene Studienreisen nach München, Südfrankreich und wiederum Italien erweiterten seinen Horizont und gaben ihm neue Impulse für sein künstlerisches Schaffen. Seit dem Jahre 1940 hat er sich endgültig als Künstler im Tessin niedergelassen, um in unzähligen Aquarellen die schöne Landschaft unseres südlichsten Kantons festzuhalten. Kürzere Aufenthalte im Bernbiet dienen jeweils dazu, auch Motive aus dem Bernerland mit seinen Farben aufs Papier zu bannen. Der Künstler, der ein beachtliches Können an den Tag legt, dürfte auch diesmal wieder die Aufmerksamkeit der Berner Kunstfreunde auf sich lenken.

hkr.

ten Strassen, an den Einwohnern und Bürgern vorbei, die in dichten Reihen die Strassen und Plätze säumten.

Johannes trug ein weisses Matrosenkleid mit langen Hosen, das ihm die Mutter geschneidert hatte. Er marschierte an der Spitze der jungen Handorgelspieler. Wie Lichter glänzten seine Augen und wie ein Sieger spielte er seine Handharmonika. Spontan klatschten die Leute Beifall, wenn diese Gruppe vorüberkam.

Christine fühlte ihr Herz weit werden. Georg Fehlmann, der neben ihr stand, klatschte am eifrigsten und meinte, nicht weniger stolz auf den Jungen als die Mutter:

„Ich hab's ja gesagt, aus unserem Johannes wird etwas ganz Gutes und Tüchtiges. Sehen Sie doch nur, wie leicht und gerade er marschiert, der weiss, was er will.“

Wenn er, unser Johannes, sagte, dann

tat es Christine wohl, denn sie fühlte es längst, dass dieser nach aussen etwas rauhe und ungeschliffene Mann ein goldlautes Herz besass. Wen er in dieses Herz geschlossen, der war warm und gut geborgen.

Auch Gotte und Götti Haller hatten ihre Freude an Christines Bub. Sie steckten ihm für die Vergnügungen auf der Spielwiese einen Extra-Sackbatzen zu, und Heidi, die an den langen Tischen das Zöbig servieren half, sorgte dafür, dass Johannes übergenug Kuchen bekam.

Am Abend dieses Tages fragte Georg Fehlmann den müdegespielten Jungen: „Nun, was hat dir denn heute am besten gefallen?“

Ohne sich zu besinnen, antwortete der Bub:

„Dass die Leute so geklatscht haben, wenn wir vorbeigekommen sind.“

*

Es war, als hätte Johannes nach dem Kinderfest die Freude am Handorgelspiel völlig verloren. Man hörte ihn nicht mehr üben, das Instrument lag still und stumm in seinem Futteral im Bubenzimmer. War der Tag des Unterrichtes gekommen, so klagte Johannes über Kopfschmerzen oder er hatte so viele Schulaufgaben, dass er nicht hingehen konnte.

Christine schickte ihn zu Doktor Haller, denn sie ängstigte sich. Es schien ihr unnatürlich, dass der Bub fast plötzlich nichts mehr von seiner geliebten Handharmonika wissen wollte.

In der Sprechstunde beim Götti brachte er dieselben Klagen vor: Kopfweh, viele Schulaufgaben und: „Ich mag einfach nicht mehr!“

Doktor Haller untersuchte ihn und fand ihn gesund wie einen Fisch im Wasser.

„Er hat die Sache übertrieben“, sagte er nachher zu Christine, „er ist übersättigt, wie man es oft mit einer Speise hat, von der man zu viel genossen. Lassen Sie ihn vorläufig machen, die Spiel Freude meldet sich dann wieder ganz von selbst.“

Christine war froh über diesen Bescheid. Sie kündigte die Unterrichtsstunden und hoffte und wartete auf die Zeit, da Johannes wieder seine Märsche und Lieder spielen würde.

Sie hoffte und wartete umsonst. Ein paar Jahre später wurde die Handorgel für wenig Geld einem Schüler verkauft. Johannes hatte sie nie wieder angerührt.

Unterdessen aber bereiteten sich ein paar Schulklassen auf eine besondere Weihnachtsfeier in der Stadtkirche vor. Johannes wurde es aufgetragen, in schlichten Versen die Jesuslegende zu erzählen.

Mit Feuereifer ging er hinter das Auswendiglernen des Gedichtes. Täglich konnte ihn Christine in seinem Zimmer deklamieren hören. Die Verse liefen ihr bald nach. Sie kannte sie längst auswendig. Ebenso erging es Georg Fehlmann.

Doch liessen sie es sich nicht merken und zeigten stets Anteilnahme und Interesse, wenn Johannes wichtig fragte: „Wollt ihr mich hören?“ Er sagte nämlich ‚mich‘ und nicht etwa ‚das Gedicht‘.

Am Tage vor dem Heiligen Abend wurde er feierlich. Er ass kaum etwas und redete wenig, was sich nicht auf sein Gedicht bezog. Er wollte genau wissen, wo Christine in der Kirche sitzen würde, wo Ungo, und wo die Bekannten aus dem Doktorhaus.

„Kommt früh genug“, mahnte er dringlich, „damit ihr vorne beim Baum einen Platz findet und mich gut sehen könnt.“

Noch ehe am Heiligen Abend die Glocken zu läuten begannen, war die Kirche von Andächtigen bis auf den letzten Platz besetzt. Vorne im Schiff, wo die Schulkinder sassen, stand der drei Meter hohe Weihnachtsbaum im weissglänzenden Schmuck und im Silberschein der vielen, vielen weissen Kerzen.

Bei seinem Anblick wurden alle Anwesenden in jene Stimmung reiner, tiefer Andacht und Freude entrückt, wie sie die Menschen immer wieder beim Weihnachtswunder überkommt.

„Stille Nacht, heilige Nacht“, sang der Kinderchor. Die Orgel fiel leise ein, als sängen Engelsstimmen mit.

Und dann stand Johannes wie ein schöner Cherub unter dem Weihnachtsbaum. Das Gesicht überstrahlt vom Lichterschein, seine Augen leuchtender noch als die Kerzen.

Christine zuckte zusammen, als sie ihren Buben sah. War er seiner Aufgabe gewachsen, oder würde er versagen vor den vielen Leuten? Kaum wagte sie hinzusehen.

Schon klang seine Stimme hell und klar durch die Kirche. Er erzählte die wunderbar schlichte und ewig neue Legende von Jesu Geburt im Stalle zu Bethlehem...

Alle, die der klaren, reinen Kinderstimme lauschten, fühlten sich im Innersten angerührt und wieder in die eigene Kinderzeit zurückversetzt. Sie schauten den Stern von Bethlehem über dem bescheidenen Dach, sie knieten vor der Krippe und sahen das liebe Kind in Windeln gewickelt. Sie erlebten die Anbetung der Hirten und der drei Könige aus dem Morgenland, sahen das Gold der Opfergabe glänzen und atmeten den Duft von Weihrauch, Myrrhen und köstlicher Narde.

„Denn euch ist heute der Heiland geboren!“

Wie ein Jubelruf klang Johannes' Botschaft aus. Die Orgel fiel brausend ein, der Kinderchor sang:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden...“

Hingerissen hatte die Menge gelauscht. Kaum ein Auge war trocken geblieben. Alle schauten auf den Jungen unter dem strahlenden Weihnachtsbaum. Christine weinte. Sie weinte, weil ihr Mann diese

Stunde nicht erlebt hatte – sie weinte vor Rührung und Glück über ihr Kind – und sie weinte, weil eine fremde, grosse Bangigkeit sie im selben Augenblick überschatten wollte, eine Bangigkeit, von der sie nicht wusste, woher sie kam. Zuhause drückte sie ihren Buben ans Herz:

„Johannes, das war schön.“

Georg Fehlmann stand dabei, streichelte den schwarzen Lockenkopf und wiederholte:

„Ja, das war schön.“

Johannes machte sich los und schaute der Mutter prüfend in das Gesicht:

„Du hast geweint, Mutter?“ Sie nickte.

„Hat Ungo auch geweint?“

„Ich glaube wahrhaftig, mir ist auch so eine Rührträne ins Auge gekommen“, gab er willig zu.

„Haben alle Leute in der Kirche geweint?“

„Kind“, rief Christine, „das kann ich doch nicht wissen! Die Kirche ist gross und ich habe nicht alle Leute gesehen, die drin gewesen sind.“

„Aber die, welche du gesehen hast“, beharrte Johannes, „haben die geweint?“

„Ich glaube ja.“

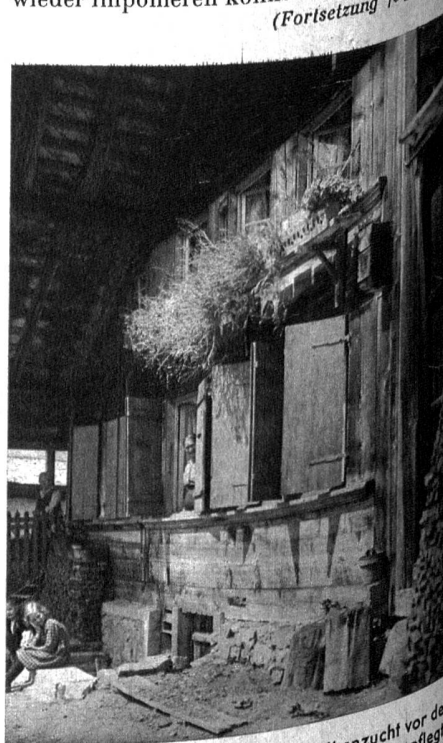
Da strahlte der Bub: „Dann ist es gut, ich habe es nämlich gewollt, dass sie weinen!“

Georg Fehlmann ging leise aus dem Zimmer. Christine sah auf ihr Kind, aus dessen grossen, blauen Augen eine fremde Seele schaute.

4

Johannes hatte es nicht leicht, in den vorgeschrittenen Klassen vorwärtszukommen. Doch er kannte allerlei Tricks und Notbehelfe, mit denen er sich das Schwere erleichtern, Kameraden und Lehrer täuschen und ihnen zugleich auch wieder imponieren konnte.

(Fortsetzung folgt)



Vor einem Abläntscherhaus. Die Nelkenzucht vor den Fenstern wird in diesem Tale besonders gepflegt.